

Die doppelte Vertreibung

Es war wohl zur halben Nacht. Es mochte gegen drei oder vier Uhr gewesen sein, am 23. Juni 1945. Es war ein Sonnabend. Man hatte sich schon auf den bevorstehenden Sonntag gefreut, auf das lange Ausschlafen, auf den Sonntagsbraten in magerer Zeit, vielleicht auch auf den Gesang und Orgelklang in der Kirche. Da wurden wir aus der Vorfreude, aus dem Schlaf gerissen. Mit Gewehrkolben wurde an die Haustür geschlagen. Wir hörten laute Kommandos von draußen und die Sirenen. Wir fragten uns: Was ist denn da los, was bedeutet das bloß? Wir wunderten uns nicht lange. Tante Hilde stolperte die Treppe hinunter und öffnete die Haustür. Im nächsten Augenblick waren wir vor Entsetzen gelähmt, als Soldaten mit vorgehaltenem Gewehr ins Haus kamen, mit Taschenlampen in unsere Gesichter leuchteten und uns aus den Betten rissen. Sie schrieten uns in gebrochenem Deutsch an: „Raus, raus! In zehn Minuten!“ Es war noch finster und es gab auch kein Licht. Es war nicht leicht, sich zurechtzufinden. Ich hörte den Aufschrei und das Heulen der Mädchen.

„Wohin denn?“ schrie Sophie verzweifelt, doch sie bekam keine Antwort. Tante Hilde empörte sich: „Das ist doch allerhand, wir werden mitten in der Nacht rausgeschmissen!“ und dann bettelte sie: „Und unsere Sachen, die müssen wir doch wenigstens noch packen dürfen? Lasst uns doch!“ Aber ein Soldat hob sein Gewehr und befahl: „Hier ich Kommandant! Kein Reden! Jetzt nur noch fünf Minuten!“ Das war kein Morgenständchen zu Sieglindes sechstem Geburtstag.

Wir wussten nicht, wo uns der Kopf steht. Unsere Gedanken gingen im Kreise. Was sollen wir denn mitnehmen, was braucht man, was ist am nötigsten? Wo waren unsere Sachen? Wir waren gelähmt wie das Kaninchen vor der Schlange. Wir tappten im Dunkeln. Also was? Wäsche, Wollsachen, und alles, was in der Speisekammer liegt. Und einen Kochtopf. Und „Messer, Gabel, Schere, Licht brauchen kleine Kinder nicht“, aber jetzt doch. Aber wo waren die Mohnklöße zu Sieglindes Geburtstag? Es bleibt keine Zeit zum Überlegen.

„Los Kinder, zieht euch an, was ihr erwischt, Hemden und Pullover übereinander, doppelt und dreifach! Und vergesst nicht den Geburtstagskuchen!“, rief Tante Hilde. Wir tasteten uns umständlich, doch schnell durch die Zimmer und treppab durchs Haus.

„Unmöglich! Was ist bloß los? Das kann doch nicht sein! Warum? Warum nur?“ schrie Sophie verzweifelt. Wir wollten es nicht glauben, dass wir alles stehen und liegen lassen sollten, woran wir hingen. Wir glaubten noch, dass es sich vielleicht nur um einen Irrtum handelt. Es war kein Irrtum. In den letzten Tagen hatte es schon Gerüchte gegeben, von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Was kommt bei solchen

Gerüchten raus? Man glaubt nicht daran. Man hält sich an jeden Strohalm. Und was wird jetzt? Was wird noch alles passieren? Die Ungewissheit holte uns wieder ein. Doch soviel war klar, wir mussten unser Zuhause aufgeben. „Man muss viel aufgeben, man wird nicht gefragt, aber man darf sich nicht selbst aufgeben!“ predigte neulich ein Aushilfskaplan von der Kanzel. Aber wir hatten Angst, natürlich. Die Herzen schlugen schneller, der Atem stockte. Man rätselte und rätselte, doch es gab keine Auflösung, weder jetzt noch später.

„Ach Gott, ach Gott, erbarme dich“ betete Sophie und auch die resolute Hilde jammerte: „Du meine Zeit, du meine Zeit.“

„Es ist halt eine Vorschrift, wir können nichts dafür. Befehl ist Befehl. Soldaten müssen Befehle ausführen.“, sagte ein Pole auf Deutsch und Tante Hilde nuschelte zwischen den Zähnen: „Erwürgen könnte man euch.“ Ein anderer Pole redete gehässig dazwischen: „Wie du mir, so ich dir. Es darf auch geschossen werden.“

„Wir haben euch doch nichts getan!“, beehrte Tante Hilde auf und ein Soldat flüsterte mit vorgehaltener Hand: „Ihr wurdet betrogen, wie wir betrogen wurden. Die Russen haben uns rausgeschmissen und uns befohlen, Euch rauszuschmeißen.“

„Aha, uns passiert jetzt, was Euch passiert ist?“, sagte Tante Hilde mit erregter Stimme. Wir zitterten, aber ein Kind mischte sich vorlaut ein: „Ich glaube, die treiben einen Schabernack mit uns, zum Johannistag, ist doch klar. Vielleicht wird alles wieder gut.“

„Halt den Rand, hier sind noch die Pullover und Hosen, tragt sie runter in den Leiterwagen, und dann auch noch die Mäntel und Decken. Und von nebenan noch ein Federbett für die Oma und ein Kissen für Woll!“ herrschte uns Tante Hilde an. Wir beeilten uns, die Sachen zusammenzusuchen. Silke und Sieglinde hasteten zur Speisekammer. Aber was können Kinderhände schon greifen? Jede ein Brot unter den Arm. Was noch? Die Kerzen und natürlich den Geburtstagskuchen. Wo liegt der denn? Da trieb auch schon ein Soldat die Mädchen aus der Tür, drehte den Kammerschlüssel um und zog ihn ab. Meine Mutter musste den Soldaten indessen klarmachen, dass wir drei Familien sind. So durften wir den großen zweirädrigen Karren, einen Handwagen für die Großmutter und einen kleinen Leiterwagen für Gepäck sowie den Kinderwagen, der nicht zählte, mitnehmen.

Edelgard riss noch schnell die nasse Wäsche von der Leine und verstaute sie im Kinderwagen, in dem der dreijährige Wolfgang wieder von ihr transportiert wurde.

Mir wurde noch ein Fotoalbum, ein Schuhkarton mit den Feldpostbriefen meines Vaters und die ‚Griechischen Sagen‘ aus der Villa Steudel, alles, was ich in letzter Minute noch ergriffen hatte, am Treppenabsatz von einem Soldaten mit dem Gewehrkolben aus der Hand geschlagen. Meiner Schwester Silke entriss er eine mit Holzwole gefüllte Zopfpuppe, wobei er sie die Treppe hinab schubste. In der Küche

durfte ich die Milchkanne jedoch noch mit Wasser füllen und mir an einem Gürtel umhängen.

„Er wollte euch nicht weh tun, er hat halt Befehle“, entschuldigte sich ein Soldat. Doch die Soldaten in ihren Uniformen und mit den Gewehren im Arm schüchterten natürlich ein. Allein die Nähe ihrer massigen Körper empfand ich fast bedrohlich.

Sieglinde, die im Dunkeln ihren zweiten Schuh nicht gefunden hatte, wurde aus dem Haus gedrängt und rannte mit einem Schuh los. Hilde schleppte, was sie nur tragen konnte, aus dem Haus auf die Karren. Dann wurde ihr vor der Nase die Tür zugeschlagen. Der Soldat zeigte auf seine Uhr, die zehn Minuten waren abgelaufen. Hilde konnte nicht mehr ihre Kleider aus dem Haus holen. „Herrjemine“ konnte sie nur noch sagen. Sie wurde, wie Sieglinde auch, abgewiesen. Nun standen wir auf der Straße.

Andere waren schon mit ihren Habseligkeiten unterwegs. Mit Handwagen, beladenen Kinderwagen. Ein alter Mann mit Bartstoppeln im Gesicht schob einen Schubkarren mit einem gestückelten Tragegurt über den Schultern. Eine alte Frau hatte nur ein Bündel Sachen über dem Arm. Die Polen trieben zur Eile, doch wir mussten abwarten, bis die anderen auf der Straße an uns vorbei waren. Den Letzten schlossen wir uns an und waren für kurze Zeit selber die Letzten. Doch auch nach uns kamen immer mehr aus allen Richtungen.

Tante Hilde musste die `Reise´ barfuss im Unterrock antreten, was sie umso empfindlicher traf, als es in den letzten Tagen einen Temperatursturz gegeben hatte. Die Schafskälte hatte verspätet noch ihren Einzug gehalten. Wir liefen in kurzen Hosen, mit nackten Füßen in den Schuhen, hatten aber drei Pullover an, dass wir die Arme kaum beugen konnten.

Da wir keine Pferde hatten, die man ohnedies auch nicht hätte mitnehmen dürfen, legten wir uns also wieder selber ins Geschirr, was blieb uns anderes übrig, Tante Hilde und der zehnjährige Klemens an der Deichsel des großen zweirädrigen Karrens. Wir zogen niedergeschlagen los, mit hängenden Köpfen, diesmal in westlicher Richtung. Wieder mit Großmutter, die einen Nabelbruch und geschwollene Wasserbeine hatte, auf ihrem Thronwagen, der von zwei achtjährigen Enkeln gezogen wurde. Im blauen Königsmantel und mit geflochtenem Haarknoten, aus ihrem Königreich verjagt. Edelgard schob den Kinderwagen mit Klein Wolfgang. Wer nicht ziehen konnte, musste schieben, auf Arbeitsteilung wurde geachtet. Wir hatten freilich auf die Schnelle nur wenig Proviant mitnehmen können, es reichte vielleicht, um einen Tag über die Runden zu kommen, mehr nicht.

Die vielen Wagen und Karren rumpelten über das Kopfsteinpflaster der Straßen. An der Bahnhofstraße und später an der Pfortener Straße mussten wir wieder stehen bleiben, bis wir in die Wagenkolonne einscheren konnten. Dort sah ich auch zum ersten Mal die polnischen Reiter, die den Zug begleiteten. An den Straßenbiegungen

bekam man mit, dass wir uns in einer langen schwarzen Schlange bewegten, die Straßen waren schwarz von Menschen.

Alle redeten durcheinander, fragten: warum, weshalb, weswegen? Keiner wusste, was das alles bedeutete. Man fragte sich, wohin gehen wir und wie lange werden wir unterwegs sein? Wie lange werden wir kein Dach über dem Kopf haben? Was erwartet uns? Angst lag in jedem Wort. Man mutmaßte, keiner wusste es, was eigentlich geschah. Wer wird uns zu essen und zu trinken geben? Der Vater im Himmel?

Ich weiß nicht, ob wir uns Gedanken über die Zukunft machten. Ich glaube, die Kinder nahmen die Dinge, wie sie waren. Natürlich hatten wir auch Angst, aber wir hofften, unsere Spiele auch anderswo weiterspielen zu können. Wir waren sogar darauf gespannt. Es ist keineswegs immer Verlass darauf, was die Erwachsenen sagen. Die Russen waren ja auch keine Tiere und in der Kirche standen ja auch keine Schiffe. Ich bedauerte natürlich ganz besonders, dass wir unsere Streifzüge und Erkundungen in den Gassen und krummen Straßen nicht fortsetzen konnten, wir hatten uns schon so sehr daran gewöhnt, herumzuströmen. Wir waren ja in Sommerfeld wieder zu Hause gewesen.

Die Einwohner der Stadt wurden von polnischen Soldaten zu Pferde durch die Dunkelheit aus der Stadt dirigiert, auch mit unterschiedlichem Nachdruck. Die Taschenlampen der Reiter wiesen den Weg. Was ich sehen konnte, vor mir fast nur Frauen mit Kindern, ungekämmt, mit offenen Haaren, vor mir und, wenn ich mich umdrehte, auch hinter mir, und alte Frauen und alte Männer mit zerknitterten Gesichtern, die mit zahnlosen Mündern redeten, auch einige Männer auf Krücken und ein Einarmiger, Verwundete mit nicht mehr ganz weißen Verbänden, sie wirkten im spärlichen Licht ziemlich griesgrämig oder mürrisch oder grimmig, mit grauen Bartstoppeln im Gesicht. Ich glaube, jeder schleppte, was er konnte, mit sich. Viele hatten sich freilich damit schon übernommen und ließen bald unterwegs die Hälfte liegen. Manche zogen einen Handwagen mit ihren Habseligkeiten hinter sich her. Einige schoben einen Kinderwagen mit einem Baby oder einem Kleinkind. Andere schoben ein Fahrrad, das sie wohl vor den Russen verstecken konnten, das nun mit Säcken und Taschen beladen war. Manche hatten nur einen Rucksack oder einen Schultornister auf dem Rücken. Andere trugen nur etwas in den Händen. Koffer, Einkaufsnetze, Taschen oder nur ein hastig zusammengeschnürtes Bündel. Eine junge Frau hatte ihren gebrechlichen Vater auf dem Wagen, eine andere ihre alte Mutter und ein Kind an der Hand. Eine Frau hatte ihre Tochter mit verkrüppelten Füßen in einem zerbrechlichen, klappernden Wägelchen. Ein alter Mann, der ein Bündel Sachen in einer Decke mit Fransen über der einen Schulter und ein Paar zusammengebundene Stiefel auf der anderen hatte, fiel mir besonders auf. Er zeigte mir seinen Zeigefinger mit einem langen, krummen Fingernagel. „Ein Aktenwühlnagel ist das, nichts weiter. Da staunst Du, was? Ja, das waren noch Zeiten als ich noch im Dienst war! Jetzt haben die Lubliner Polen das Sagen“, erklärte er mir, als ich

erschreckt hinguckte. Wir wurden durch die Pförtner Straße kommandiert, vorbei an den Tuchfabriken und an der `Hedwigmühle`, zum Schlachthof und zum Wasserwerk. Jemand rief: „Jetzt werden wir abgeschlachtet oder ertränkt.“

In der Dämmerung wurden wir auf der großen Wiese hinter dem Schlachthof wie in einem Pferch zusammen getrieben. Das war keine Festwiese mehr, auch kein Schauplatz von Turnvater Jahn. Das hohe Gras war taunass. Manchen kam die Wiese sumpfig vor. Die Nässe stand den Kindern buchstäblich fast bis an den Hals. Die Wiese war von Maschinengewehren umstellt, ein erschreckender Anblick. Wir rästelten, was mit uns geschehen wird und wir fragten ängstlich: „Was haben die vor? Werden wir jetzt erschossen?“ Es dauerte lange, bis alle Sommerfelder zur Stelle waren. „Ob die alle hier Platz haben? Ich hörte vor ein paar Tagen im Rathaus, dass noch über Neuntausend in der Stadt waren“, sagte der Alte mit dem `Aktenwühl Nagel`, der in unserer Nähe stand. Wir rückten näher zusammen, hockten dicht an dicht auf den Wagen oder auf Gepäckstücken. Das Warten, das Wartenmüssen bereitet ja Kindern unsägliche Pein. Das Warten auf etwas Ungewisses, was passieren wird. Und die ständige Frage: „Was wird passieren?“ Mit der Zeit war es schon hell geworden. Es war mit einem Schlag hell geworden. Aber die Ungewissheit dauerte an und tat weh. Die Sonne war schon aufgegangen, aber sie änderte nichts an den beklemmenden Gefühlen. Es war auch schon wieder eine ganze Weile her, dass uns die ersten Sonnenstrahlen streiften. Schließlich wurde geschossen, allerdings in die Luft, es wurden einige Salven nacheinander abgefeuert. Es waren nur Schreckschüsse, Gott sei Dank! Aber mir, vermutlich nicht nur mir, schwankte der Boden unter den Füßen. Eine alte Frau neben uns seufzte: „Die Heimat soll uns verleidet werden!“

Wie spät es war, weiß ich nicht, wir waren vielleicht schon vor zwei oder gar drei Stunden aus unserem Haus geholt worden und standen nun schon sehr lange auf der nassen Wiese, es kam mir fast wie eine Ewigkeit vor, andere sagten das auch. Da befahlen die bewaffneten polnischen Reiter in braunen Uniformen die Flüchtlinge mit ihren Handwagen und Schubkarren auf die Landstraße, einen nach dem anderen aus dem Kessel in eine Kette winkend. Wir wurden nicht abgezählt, davon war jedenfalls nicht die Rede, es dürfte bei dem großen Durcheinander auch kaum möglich gewesen sein. Wir mussten wieder warten. „Mensch weeßte, hört denn das Warten gar nicht auf!“, seufzte mein Bruder Klemens. Es dauerte und dauerte, bis alle vom Platz auf der Straße waren, die meisten vor uns. Wir mussten uns sehr anstrengen, um unsere beladenen Wagen, vor allem den, auf dem die Großmutter saß, von der Stelle und durch die Furchen von den vielen Rädern zu bewegen. Nach uns kamen auch noch andere, wir waren also nicht die Letzten. Vor uns ging nun eine Frau, die zwei rosa Unterröcke über einen dunkelblauen Mantel gezogen hatte. „Die Farben passen eigentlich gut zusammen“, sagte Silke und lachte laut auf.

Von den Feldern links und rechts flogen schwarze Vögel krächzend auf, ich glaube, es waren Krähen, nicht Raben. Nachdem sich der Zug der tausend Gefährte mit den

vielen tausend Menschen, von den Soldaten zur Eile angetrieben, wieder geordnet, Wagen hinter Wagen, auf der Landstraße bewegte, erzwangen die Flüchtlinge an zerzausten Kornfeldern einen kurzen Halt, um die feuchte Kleidung in Minutenschnelle zu wechseln. Die Ähren hingen an schwachen gelben und grünen oder an verdorrten braunen Halmen. Wer sich beim Umkleiden genierte, konnte sich dazwischen kaum verstecken. Es kamen wieder laute Kommandos, die zur Eile mahnten. Gewehrkolben wurden auch als Schlagstöcke eingesetzt. Man zog dann hintereinander her, man kam an anderen nur knapp vorbei. Doch manche, ohne Wagen, drängten und drängelten, um alles schneller hinter sich zu bringen, um schneller über die Neiße zu kommen, vermuteten wir, sie überholten uns. Sie hatten auch kaum etwas zu tragen.

Die polnischen Reiter begleiteten und bewachten den Treck auf der Reichsstraße 157, mit den Peitschen knallend, über Pforten und Marienhain bis zur Neiße. Es schien so, dass die kilometerlange Menschenschlange, jedenfalls konnte man Anfang und Ende des Zuges auch an Wegbiegungen nicht mehr sehen, die Straße war schwarz wie ein endloser Trauerzug. So wurden auch Gefangene durch die Straßen geführt. Es schien, dass der Treck in mehrere Abschnitte eingeteilt wurde, für die eine Anzahl polnischer Soldaten zuständig war.

„Gott sei Dank, dass es nicht regnet“, sagten viele im Chor. „Da ist doch aber eine schwarze Wolke am Himmel, es wird bestimmt regnen“, rief meine Schwester Silke. Was hatte der Himmel bestimmt? Der Himmel war rabenschwarz. Die Hufschläge der Pferde hatten die Vögel aufgeschreckt. Wir trotteten einer nach dem andern. Wir zogen und schoben unsere Wagen. Der Große Wagen, der Kleine Wagen. Die Zeichen waren schon in den Himmel geschrieben. Es war uns geweissagt, es erfüllte sich jetzt? Die einen zogen einen Handwagen, die andern schleppten ihr Gepäck, viele schlurften. Die meisten schwiegen. Man sah nur in kummervolle Gesichter. Eine blatternnarbige Frau vor uns wiederholte von Zeit zu Zeit einen Satz: „Weeß Gott, es nützt nischte nich, das müssen doch schon nich keene Menschen nich sein.“ Eine klagsame Frau mit Runzeln im Gesicht und aufgesprungenen Lippen, mit schwarzem Kopftuch und angeschmutztem weißen Mantel lief hin und her und kam auch bei uns ein paar Mal vorbei, sie wiederholte nur immer wieder: „O weh, o weh!“

„Die hat nicht viel an der Kirsche“, sagte jemand und ein anderer entgegnete: „Sie hat den Verstand verloren, sie erkennt ihre Verwandten nicht mehr.“

„Die Haar habe viele schoan friedhofsblond, woa mersche higuckt“, vernahm ich von der anderen Seite.

„Ich muss mal“, sagte Sieglinde und eine hagere Frau hielt dagegen: „Niemand muss müssen, habe ich mal gelernt.“ „Aber wenn man doch muss“, beharrte die Kleine.

„Das beweist doch der ganze Treck, dass wir müssen“, meldete sich ein alter Mann.

Der eine und andere, dem die Natur kam, löste sich dann und wann aus dem Pulk und kam nach ein paar Minuten wieder angerannt und reihte sich wieder ein.

Am Straßenrand schlappten versengte Gräser, dazwischen ein bisschen Gelb vom Löwenzahn und das Grau der Pustebblumen. Irgendwann zersprang der Himmel in viele Stücke, durch die Wolkenrisse drangen Sonnenstrahlen. Als die Sonne die Wolken gänzlich vertrieben hatte, sah ich meinen langen Schatten vor mir. Ich ging meinem Schatten nach, von Osten nach Westen. Wartete auf uns das Schattenreich? Die Sonne verschwand wieder hinter dunklen Wolken und schien dann wieder. Die Schatten wurden mit der Zeit kürzer, was mich beruhigte. Ich freute mich jedes Mal, wenn die Sonne den trüben Himmel durchbrach. Indessen liefen wir und liefen wir. Dann war mein Schatten neben mir und wir gingen streckenweise durch den Schatten von Akazienbäumen und Kastanien.

Doch schon in Kulm jammerten wir. Wolfgang im Kinderwagen quengelte unentwegt. Eine Frau sagte zu ihm: „Halda feste, Kleena, daßde nich under de Räder kimmst!“ Vor uns gab’s einen Radbruch und die Besitzerin rief: „Varrickt, reene varrickt, daßde wirscht!“, der Wagen wurde an den Straßenrand geschoben und gewuchtet, einige Sachen wurden auf andere Wagen verteilt. Das brachte uns eine kleine Verschnaufpause. Die Wagenbesitzerin ließ das kaputte Gefährt stehen und mahnte: „Nu kumm ock, wir miß’n waita, wir miß’n bein Zug, dar woart donnich.“ Dann ging’s im alten Trott weiter. „Da drickt da ooch dar Rieme imma su“, klagte ein Frau und eine andere bestätigte ihr: „Nee, wissense nee, doas sein wa nich gewohne.“

Später gab’s noch einen Deichselbruch, einige Bündel und Säcke wurden umgeladen. Andere warfen einen Teil ihrer Habe in den Straßengraben, um es leichter zu haben. Es war kein Verlass auf die Gefährte. Die Wagenräder erzwangen meine Aufmerksamkeit. Die Räder drehten sich, drehten sich langsam, so dass mein Blick jeder Speiche folgen konnte. Manche Räder quietschten in der Nabe, mancher Wagen ächzte im Gestell. Die Wagen rollten langsam, holpernd, stockend, wurden ruckartig angehalten, wenn es nicht weiter ging. Kinder rissen sich von ihren Müttern los und tanzten im Kreis am Wegesrand, rannten zwischen den Wagen hin und her und um diese herum. Die Menschen schwitzten, manche dampften, man spürte die Körper der anderen, man roch sie. Dann schleppten sich die Menschen weiter, der Zug machte schleppend Fortschritte. Und dann drehten sie sich wieder, die Räder, in drückender Monotonie, das Anzählen, das ich immer wieder versuchte, nützte nichts. Man wusste auch nicht, wo man war, man sah Menschen vor, neben und gelegentlich hinter sich, die Straße unter sich, Bäume am Straßenrand nahm man kaum noch wahr. Wenn ich mich umdrehte, zwinkerte mir eine Frau zu.

„Vergaff dich nicht!“, neckte mich Silke und flüsterte mir ins Ohr: „Die ist doch eine alte Schachtel und hässlich wie die Nacht. Such dir eine schöne Minka!“

„Aber ich glaube, die ist nicht von Pappe“, entgegnete ich leise. Wortlos schritten wir weiter, nein wir schlepten uns nur noch.

„Ich bin schon ganz schön außer Puste“, meldete ich dann als erster.

„Wir auch!“ riefen die Mädchen. Klemens schwieg verbissen.

„Ihr wollt doch nicht etwa schlapp machen, was?“, schnauzte ein Mann hinter uns. Und Silke trompetete: „Wollt ihr meinen Schweiß riechen? Mein Schlüpfer ist auch schon nass.“

„Traust dich wohl nicht, Blümchen pflücken zu gehen?“

„Allein habe ich Angst, am Rande sitzen zu bleiben.“

„Also, dann zieh's aus, wring's aus und breit's auf einem Koffer aus, in der Sonne ist es bald trocken“, riet ihr Tante Hilde.

Wir klagten alle über schmerzende Beine, und wir hatten Blasen an den Zehen und an den Fersen, wir hatten wunde Füße. „Wir dürfen nicht stehen bleiben, sonst passiert was“, sagte Tante Hilde und meine Mutter ermahnte uns: „Reißt euch gefälligst am Riemen!“, worauf Klemens erwiderte: „Das tun wir doch schon die ganze Zeit, meine Schultern sind schon aufgeschürft.“ Ein Kriegsinvalid hinter uns knurrte: „Ich kann auch kaum noch krauchen!“

„Da hört ihr's ja, andere sind noch schlimmer dran“, mahnte meine Mutter und Tante Hilde sprang ihr bei: „Denkt daran, dass ihr bei Schulausflügen oder Wandertagen auch eure Beine in die Hand nehmen musstet. Stellt euch nicht so an, wir müssen durchhalten! Wer weiß, was sonst noch alles passiert.“ Wir durften nicht einfach stehen bleiben, das war klar, doch wir ächzten und stöhnten. Ich dachte mir auch meinen Teil und quetschte raus: „Bei den Ausflügen war der Weg nicht so elend lang!“ Nein, dieser Vergleich mit dem Treck! Und noch dazu mit unseren dünnen Beinchen! Ich knirschte mit den Zähnen und schleppte mich also, wie die andern auch, weiter, weiter.

Der Mann mit dem `Aktenwühl Nagel´ ging fort, kam wieder zurück, war hier, mal dort, er hatte ja so gut wie nichts zu tragen. „Man darf nicht stehen bleiben, aber Du hast schon recht, dass man keine größeren Schritte machen darf, als die Beine zulassen. Auch kleine Schritte führen ans Ziel. Natürlich nur, wenn man Zeit hat.“, hörte ich ihn hinter mir sagen. Er gesellte sich auch wieder zu mir und wollte mich wohl aufmuntern oder wenigstens ablenken und fragte: „Was schätzt Du, wie viele Wagen und Menschen auf einen Kilometer kommen?“

„Keine Ahnung!“

„Also, nicht gleich aufgeben! Versuchen wir einige Rechenexempel. Wie lang ist ein Handwagen mit Deichsel?“ „Je nachdem, ziemlich unterschiedlich“, antwortete ich.

„Die Deichsel ist ja etwa so lang wie der Wagen. Sagen wir, eineinhalb Meter der Wagen, eineinhalb Meter die Deichsel, höchstens zwei plus zwei. Wie groß ist der Abstand von einem Wagen mit zwei, drei Menschen zum folgenden? Wie viele Menschen befinden sich also auf einer Strecke von einem Kilometer? Welcher Abstand besteht dann zwischen dem ersten und dem letzten Wagen, wenn über neuntausend Menschen aus Sommerfeld getrieben wurden?“

„Wie ihr es auch rechnet“, mischte sich eine alte Frau ein, „es ist ein langer Jammer!“

Tante Hilde empfahl indessen: „Wenn die Schuhe drücken und scheuern, zieht sie aus und lauft barfuss weiter wie ich!“ Das Beispiel machte Schule, auch andere zogen ihre Schuhe aus.

„Mensch weebte, wann ist die Schinderei bloß zu Ende“, jammerte Klemens und eine Frau erwiderte: „Bis ock stille, ins Bette kimmt ihr heite nich wie daheeme.“

Für einige Augenblicke setzte jemand einen Koffer ab. Da war es schwierig, mit den Vorderen Schritt zu halten. Wir schwitzten und wir hatten Hunger und Durst. „Gleich gibt's was zum Knabbern.“, versprach Mutter von Zeit zu Zeit. Im Gehen verteilte sie dann einmal trockene Brotscheiben, jeder bekam eine, die Augen wollten mehr. Dazu trank jeder einen Schluck Wasser aus meiner Blechkanne, schon zu Mittag war sie leer. Aber die Schatten wurden immer kürzer, bis wir sie in der Westsonne hinter uns ließen. Ab und zu wechselten die Leute neben uns, wenn sich jemand vorschob oder zurück blieb. Nun zog eine junge Frau ihren Handwagen mit Zwillingen in einem Wäschekorb neben uns her. Der Herr mit dem 'Aktenwühl Nagel' bemerkte: „Gott sei Dank, dass Sie nicht Falstaff im Wäschekorb verfrachten.“

Ab und zu wechselten die Leute auch einige Worte miteinander. Man befürchtete, dass es im Kreise ostwärts gehen könnte, über den Bober, wie schon einmal, vielleicht sogar nach Russland, gar nach Sibirien. Man atmete erst auf, als wir die Abzweigung nach Guben passiert hatten und es geradeaus, also westwärts, weiter ging. Eine Frau scherzte dann, vielleicht war es auch Galgenhumor:

„Wir leben doch! Und solange man noch krauchen kann, muss man Gott danken. Besonders bei diesem schönen Wetter. Wie schön ist doch die Natur und alles, was Gott geschaffen hat.“ Eine andere Frau sagte: „Wissen Sie, ich bin ganz froh, dass ich meinen Karren allein ziehen kann. Mein Mann hat mich oft geschlagen. Ich weiß nur, dass mir trotz der Schinderei im Augenblick und aller Schwierigkeiten der Verhältnisse klar geworden ist, was ich zu ertragen fähig bin, welche Kräfte in mir stecken, und in welcher Schnelligkeit ich Entschlüsse fassen kann, kurz: über meinen

Charakter und meine Stärke, die seit meiner Kindheit oftmals unterschätzt worden sind. Und vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich frei.“

Die Leute um uns sahen sich an und verzogen die Gesichter und meine Mutter entrüstete sich:

„Sie haben gut reden. Ich habe vier Kinder und ihre kranke Großmutter auf dem Wagen. Wenn mein Mann aus dem Krieg kommt, schlägt er mich tot, wenn ich auch nur ein Kind verloren habe.“

Der Amtmann mit dem `Aktenwühl Nagel´ war wieder zur Stelle und flüsterte mir von hinten ins Ohr: „Manche Leute müssen reden und reden, sie halten sich für den Nabel der Welt. Na ja, jeder hält sich vielleicht für den Mittelpunkt oder auch für den Nabel der Welt. Weißt Du weshalb? Das geschieht ganz instinktiv. Der Nabel liegt im Goldenen Schnitt des Menschen. Das Verhältnis ist 5:3, also ganz genau 61,8 %. Das ist ein Geheimnis der Natur.“

„Was reden Sie! Das ist das Geheimnis, dass wir vertrieben werden!“, sagte eine Frau wütend und eine andere entgegnete:

„Die Polen sagen, dass sie ebenso aus ihrer Heimat vertrieben worden sind.“

„Von wegen ebenso. Die kommen auf der Schiene hierher. Mit Sack und Pack. Mit ihren Möbeln, Kühen, Ziegen und Hühnern. Jede Familie kriegt einen Viehwaggon. Die mussten nicht alles stehen und liegen lassen, wie wir, und zu Fuß auf den Treck gehen.“

Wir ließen sie streiten. Die Menschen im Treck plagten gerade andere Beschwerden und Bedürfnisse. Da wir nicht stehen bleiben durften, setzten wir uns abwechselnd ins Gras am Straßenrand, unter aller Augen, auch der Soldaten. Der Straßenrand wurde von Häufchen geziert. Und dann mussten wir jedes Mal rennen, um unseren Platz im Treck wieder zu erreichen.

Aber manchmal kam der Zug aus irgendeinem Grund, den wir nicht kannten, ins Stocken. Da war man froh, wenn man einen Augenblick verschlafen konnte. Manchmal mussten wir selbst mal anhalten, um tief Luft zu holen und durchzuatmen. Mal mussten wir beim Ziehen und Schieben des Handwagens die Plätze wechseln. Dann war jemand auf eine Scherbe oder einen Nagel getreten und musste verbunden werden. Er humpelte dann hinter uns her. Irgendwo fing ein Kind laut zu schreien an. Einmal war jemand vor uns umgefallen und musste wieder aufgerüttelt werden. Dann kamen wieder laute Kommandos. Am Straßenrand waren alte Frauen zusammengekrümmt sitzen geblieben, mit blaugrünen Gesichtern, sie atmeten schwer. Die Soldaten redeten lautstark, drohend auf sie ein, aber sie blieben sitzen. Vielleicht konnten sie nicht mehr laufen. Aber wir konnten ihnen nicht aufhelfen, wir mussten weiter.

„Habt ihr das gehört?“ fragte Klemens nach wenigen Schritten und Sieglinde fragte erschrocken: „Was war das?“ Wir trauten uns nicht, uns umzusehen. „Ich hab’s auch gehört“, sagte Großmutter. Dann schwiegen alle. Die Soldaten trieben uns immer wieder zu einer schnelleren Gangart an, so empfanden wir es jedenfalls. Wir stöhnten, aber wir mussten uns sehr ranhalten, wir waren aber zwischen einigen Wagen eingekeilt und hatten Mühe, da raus zu kommen. Und es war für uns sehr anstrengend, mit diesem Tempo mitzuhalten. Wir hielten nicht mit. Wir scherten auch aus, wir blieben einfach stehen und ließen andere vorbeiziehen.

„Nur nicht hinsetzen!“, rief uns eine Frau zu. Die Soldaten schimpften und knallten mit den Peitschen. Glücklicherweise traf uns keine.

„Wer sich nicht vertreiben lässt, muss dran glauben, da wird kurzer Prozess gemacht“, sagte der Amtmann mit dem `Aktenwühlnagel`, „das ist die Rache für die vielen Grausamkeiten, die im Namen des deutschen Volkes an ihnen verübt worden sind.“

„Vergessen Sie nicht das polnische Massaker am Bromberger Blutsonntag noch vor Kriegsausbruch!“, warf ihm jemand zornig an den Kopf.

„Hören Sie doch bloß damit auf!“, ereiferte sich eine alte Frau.

Tante Hilde ließ sich vom Streit nicht verwirren, sie setzte ihr Wasserpolnisch ein und erklärte einem Soldaten, dass wir gleich wieder weitergehen würden. Er hatte schließlich ein Einsehen mit uns und gestattete uns nach einem kurzen Wortwechsel mit einem anderen Soldaten ein kurzes Verschnaufen. Den endlos scheinenden Zug vor uns konnten wir nicht übersehen. Wir waren nun die Letzten. Ein Soldat bewachte uns und scheuchte uns nach wenigen Minuten mit rudernden Armbewegungen auf.

Wir rafften uns dann wieder zusammen, wir wollten nicht schlapp machen, wir wollten Großmutter noch über die Neiße bringen, wir wollten es schaffen, rüber zu kommen. Wir liefen nun schneller, um zu den anderen aufzuschließen, und dann liefen wir wieder mit den anderen mit. Vor uns blieb eine Frau stehen und stützte sich auf ihren Karren. Sie schrie als ein Gewehrkolben ihre Schulter traf. Also wir hatten nun mitgekriegt, was passiert, wenn man nicht mehr weiter kann. Wir hatten die Lektion gelernt. Wir zogen weiter, aber es fiel uns mit jedem Kilometer schwerer, Schritt für Schritt. Es schien, dass die Wagen immer schwerer wurden, wir gingen langsamer. „Das geht den Menschen wie den Leuten so“, bestätigte eine Frau vor uns. Wir mussten uns auch zwischen zerbrochenen, liegen gebliebenen Wagen hindurchschlängeln. Wir hatten Blasen an den Füßen und Schwielen an den Händen. Es schien, als ob die Füße am Boden klebten oder aneinander gefesselt wären. Es war, obwohl ich ging, als ob ich auf der Stelle träte und nicht vom Fleck käme. Dabei schwitzte ich und hechelte wie ein Hund.

Es kamen wieder Kommandos, die uns antreiben sollten. Wir waren auch selbst von Angst getrieben, wir wollten, wenn wir schon vertrieben wurden, heil am anderen Ufer ankommen. Dann versuchte ich schneller als andere zu sein.

„Wenn das ginge“, bemerkte ein Greis hinter uns.

„Was ginge?“, fragte ich und er war dankbar für meine Frage und holte weiter aus:

„Die Sache ist die, wie kann man eine `endlose´ Schlange antreiben?, mittendrin beschleunigen? Die ersten an der Spitze des Zuges könnten vielleicht angetrieben werden, schneller laufen, aber könnten die Nachfolgenden mithalten und dann die nächsten mit den Vorausgehenden, setzt sich das in der Kette fort? Wenn der Impuls auf Widerstände stößt, kann er sich also nicht fortsetzen, das ist ein physikalisches Gesetz. Die alten Frauen vor uns sind schlecht zu Fuß, sie hinken, die eine hat Gicht, die andere offene Beine. Wir gehen im Ochsentempo, das sind gut zwei Kilometer in der Stunde.“

„Wir müssten es doch schaffen, schneller als die Ochsen zu sein“, entgegnete ich. „Du hast es doch eben versucht, aber du konntest nicht die Masse vor dir beschleunigen. Der Zug wird eher langsamer.“

Als es dunkel wurde, ich weiß nicht, wie viele Kilometer wir schon hinter uns hatten, jemand sagte: „Siebzehn, das reicht!“, da gönnte man uns kurz vor Pforten eine Rast. Die Aufpasser beratschlagten eine Weile mit sich. Wir warteten gespannt darauf, was sie uns nun befehlen würden. Wir starrten gebannt in ihre Gesichter. Was verrieten ihre Mienen, was ihr Tonfall? „Was werden sie jetzt mit uns machen?“, fragte Sieglinde ängstlich. Die Soldaten ließen sich Zeit und unsere Spannung stieg, wurde fast unerträglich.

„Werden wir jetzt erschossen, weil wir die Letzten sind?“, fragte Klemens erregt.

„Wir sind nicht die Letzten, da kommen noch welche“, widersprach Silke und Klemens widersprach wiederum ihr, ganz leise: „Aber die letzte Gruppe.“

Endlich kam der erlösende Befehl. Die Soldaten befahlen, uns für die Nachtruhe auf Feldern und Wiesen unter freiem Himmel einzurichten und uns hinzulegen. Endlich ausruhen! Alle waren müde und erschöpft. Für das leibliche Wohl müsse jeder selber sorgen, hieß es. „Wer Durst hat, aber nichts zu trinken, muss den eigenen Urin trinken!“ verkündete jemand.

„Sie haben uns jedenfalls nicht an einem Tag bis an die Grenze getrieben“, stellte meine Mutter erleichtert aufatmend fest und Tante Hilde meinte dazu: „Sie haben ihre Befehle. Das haben sie oft genug vermeldet. Aber vielleicht haben sie auch ein Herz und haben Mitleid mit uns. Die meisten Polen sind doch fromm. Und vielleicht haben sie ein Einsehen, dass man Befehle nicht so streng ausführen muss. Es gibt

überall so'ne und solche!“ Es wurde natürlich viel wortreicher darüber geredet, woran ich mich freilich nicht mehr erinnern kann.

Die Wiesen waren nicht gemäht, das Gras stand hoch, die scharfen Graskanten schnitten in die Finger, die Samenähren kitzelten im Gesicht. Die Erwachsenen durften sich jedoch nicht von der Stelle rühren. „Sonst wird sofort geschossen!“, wurden die Leute gewarnt. Man lagerte sich in Gruppen neben dem Wagen, neben dem Gepäck. Und jeder hatte neben seinem Wagen die private Naturtoilette. Die Kinder hatten freien Auslauf und durften betteln gehen. So schickte man uns in die Gehöfte der Umgebung. Da man vermutete, dass in einigen Häusern schon Polen wohnten, sollten wir unsere Bitte um Brot und Wasser auch auf Polnisch üben:

„Dobry dzien!“ („Guten Tag!“)

„Prosze panienka, czy moze mi dawac chleb i woda?“ (Bitte Fräulein, wäre es möglich, mir Brot und Wasser zu geben?) „Dziekuje bardzo.“ („Dankeschön.“)

Wir wiederholten es, wir versuchten, es uns zu merken. Klemens passte: „Mensch, da muss man ja dreimal niesen und viermal spucken!“

Widerwillig und mürrisch zogen wir dann los. Einige Häuser waren verschlossen, uns wurde nicht geöffnet. Einige Häuser waren leer, offensichtlich wurden sie erst kurz zuvor verlassen, denn es stand noch Geschirr auf den Tischen. Essbares fanden wir allerdings nicht. Offenbar waren schon andere vor uns hier und hatten nichts übrig gelassen. Immerhin konnte ich meine Milchkanne an einer Wasserleitung nachfüllen. Im nächsten Haus lagen Tote auf dem Boden, ich habe sie nicht gezählt. Vielleicht hatten sie sich selbst umgebracht. Vor Schrecken rannten wir davon. Wir guckten dann auch in eine Scheune und in Ställe, die ebenfalls leer waren. In einer Futterküche waren Rüben für die Schweine geschnitzelt, davon nahmen wir uns die Taschen voll, so viel wir tragen konnten. Hinter einem Zaun sahen wir dann noch Körbe mit Mohrrüben stehen. Was war schon ein Zaun in diesen Zeiten. Wir kletterten über den Zaun, dabei kratzten wir uns an Brombeerranken, und stemmten einen halbvollen Korb über den Zaun und sammelten die Mohrrüben auf der andren Seite wieder ein und brachten unsere Beute zum Nachtlager, wo wir gemeinsam alles mit Heißhunger verschlangen.

Von einigen Sträuchern brachen wir dünne Äste und Zweige für unser Nachtlager ab, um nicht auf dem nassen Gras oder dem nackten Boden liegen zu müssen. Darauf legten wir unsere Mäntel und Jacken. Statt uns hinzulegen und die Pullover als Kopfkissen zu benutzen, zogen wir sie an und saßen zusammengekauert nebeneinander, kuschelten uns aneinander und teilten so unsere Körperwärme miteinander. Trotzdem krochen uns Kälteschauer den Rücken herauf. Die Nacht war kühl. Wir froren. Manchmal stachen uns Mücken oder es zwickten uns Ameisen, nach Wanzen roch es auch ab und zu.

Der Mond erhellte ein wenig unser Lager. Bäume standen wie schwarze Gespenster am Rande. Wenige Sterne waren zu sehen, doch Silke sang leise „Weißt du, wie viel Sternlein stehen am blauen Himmelszelt...“ Mittendrin unterbrach sie das Lied und schrie auf: „Eine Spinne!“ Sie hatte Angst vor Spinnen. „Du zitterst ja wie Espenlaub“, sagte Sieglinde, die an ihr lehnte.

Wenn sich Wolken vor den Mond schoben, war es stockdunkel. Man erkannte kaum die Angehörigen neben sich. Man sah nur glühende Punkte von brennenden Zigaretten. Von Zeit zu Zeit leuchteten die Soldaten mit Taschenlampen die Gegend ab, um alles unter Kontrolle zu halten. Dann bekamen alle Milchgesichter. In der Nacht hörte man ab und zu Schüsse. Großmutter schreckte auf und rief ängstlich nach uns. Hilde, Gretel, Oskar, Silke, Xaver ...Sie betete für alle. Kaum jemand machte auch nur ein Auge zu. Wir hatten vor Angst nicht geschlafen. Ab und zu sagte jemand in unserer Nähe die Uhrzeit an. Ich staunte immer wieder, wie lange eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde dauerte. Rund herum sah ich alles nur schwarz, doch nach vier Uhr dämmerte es und ich sah alles in verschiedenen Grautönen. Vielleicht eine halbe Stunde später verwandelte sich das Grau in Graugrün und dann in Grün, und wiederum eine halbe Stunde später war es schon so hell, dass ich Farben unterscheiden konnte, Rosa, Weiß, Hellblau, aber vielleicht bildete ich mir das nur ein, Rot sah ich jedenfalls zuletzt.

„Das ist eine Gemeinheit! Meine Sachen sind weg!“, rief eine Frau vom Rande der Felder. Obwohl die meisten wachend die Nacht zubrachten, hatte niemand bemerkt, dass einige in der Nacht bestohlen wurden. Man schimpfte bei Anbruch der Morgendämmerung auf die Polen, aber man schloss nicht aus, dass sich die Diebe unter uns im Treck befanden.

Noch vor Sonnenaufgang forderten uns die apokalyptischen Reiter lautstark zum Weitermarsch auf. Ich rieb mir die Augen und merkte, wie zerkratzt mein Gesicht von den Brombeerranken war. Ich reckte und streckte mich und gähnte, wie viele andere auch. Die Schreie der Soldaten scheuchten jeden auf. Das waren zwar keine Trompeten, aber die Schreie wirkten wie Trompetenstöße. Alle brachten ihre Glieder, die über Nacht steif geworden waren, in Bewegung, packten aufgeregt ihre Siebensachen und machten sich für die nächste Etappe fertig. Manche ließen einen Teil ihres Gepäcks liegen, weil sie sich offenbar zu schwach und abgeschlagen fühlten. Einige blieben liegen, weil sie nicht mehr weiter konnten oder nicht mehr weiter wollten. „Komme, was da wolle, ob man hier oder anderswo zugrunde geht, es sind verfluchte Zeiten“, sagte eine Frau. „Nur nicht hier bleiben! Fort, fort!“, sagten andere.

Und so brachen wir auf, so schwer es uns und jedem auch fiel. Der Himmel war bleigrau, meine Beine bleischwer. Neben der Straße sah man schon Kreuze und zerbrochene Wagen, daneben Tote, auf deren Händen und Gesichtern es von

grünlichen Fliegen nur so wimmelte. Wir wurden weiter befohlen. Wir reihten uns in einen anderen endlos scheinenden Zug ein. Wagen hinter Wagen. Einem Wagen brach der Eisenring des Rades, was einen kurzen Stau gab. Einige Wagen wurden von Nachdrängenden beiseite geschoben und rutschten in den Straßengraben ab. Die Menschen schleppten sich dahin, auf zerlöchernten Straßen, bewacht und angetrieben von der polnischen Miliz.

„Was fehlt dir, Mutter? Wie fühlst du dich?“, fragte Mutter und Großmutter antwortete:

„O Boze Kochany! Was soll mir schon fehlen? Wir fahren doch nach Hause!“

In Pforten war das Brühl'sche Schloss nur noch eine Ruine, die Kavaliershäuser standen aber noch in alter Pracht und Herrlichkeit. Doch hier konnten wir nicht lange verweilen, wir konnten alles nur mit einem Blick erhaschen.

Als wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, kamen wir an Frauen mit Kindern und Greisen, die erschöpft am Straßenrand hockten oder lagen, vorbei; so mancher war schon am ersten Tag, hier am zweiten Tag auf der Strecke geblieben. Aber sie ließen sich nicht helfen, sie riefen: „Man mecht ja waita, is aba nich meglich.“ Sie wurden von den polnischen Soldaten aufgefordert, aufzustehen und weiterzugehen, sonst würde geschossen. „Hast du gehört?“ Wir hatten Schüsse gehört. Ich habe mich nicht umgedreht, nicht umgesehen. Hinter uns sagte jemand erschreckt: „Ach mein Gott! Sie mussten dran glauben.“

Sieglinde bekam nach dem Fußbad im Sumpf hohes Fieber und eine Lungenentzündung, sie musste auf dem zweirädrigen Karren befördert werden und bekam kalte Wadenwickel. Als wir durch Marienhain kamen, ging Edelgard von Haus zu Haus und bettelte um Milch für Sieglinde. Sie hatte nicht viel Zeit, denn der Treck wurde weiter getrieben, aber ein Bewacher drückte ein Auge zu und wartete auf sie. Sie klopfte an Türen und Fenster, die meisten Häuser blieben verschlossen. Im kleinsten Haus gab man ihr heiße gequetschte Kartoffeln, die Tante Hilde in Windeln der Kranken auf die Brust legte. Wir wurden weiter getrieben. Die Schuhe drückten, der grobe Hosenstoff rieb im Schritt. Schweiß rann von Stirn und Nacken, das Gesicht war rot gefleckt. Wir wurden weiter gedrängt und bedrängt, bis wir an die Neiße kamen.

Dort mussten wir mit ansehen, wie anderen Bauern in einem anderen Treck die Pferde und Ochsen abgenommen wurden. Sie mussten, wenn sie es konnten, ihre Fuhrwerke selber ziehen und schieben, viele mühten sich vergebens. Auch Uhren, Schmuck, Porzellan, Besteck, sogar Nahrungsmittel mussten abgegeben werden, von den anderen wie von uns.

Den Frauen, die vor mir und hinter mir standen, die ihren Schmuck in den Rocksäum eingenäht hatten, wurde der Saum aufgeschlitzt. Andere Frauen, die ihre

Juwelen unter ihrem BH trugen, wurden ausgezogen. Ihnen wurden auch Kämmen und Klammern aus den Haaren gerissen und Eheringe von den Fingern gedreht. Einer Frau wurde der Koffer mit einem Gewehrkolben aus der Hand geschlagen und in die Neiße geworfen. Ob alle so behandelt wurden, weiß ich freilich nicht. Vielleicht erging es anderen auch ebenso.

„Sie nehmen uns noch die letzten Habseligkeiten“, sagte verbittert eine Frau. Der Herr mit dem `Aktenwühl Nagel`, der oft an meiner Seite war, erwiderte:

„Ja so sind die Menschen nun einmal, sie rächen sich, wenn sie es können.“

„Wofür denn, was haben wir denen getan?“ Es wurde gestritten. Über die Schuldfrage. Jetzt achtete niemand auf diesen Wortwechsel, jetzt ging es zur Sache, es ging um die letzten Sachen. Wer nichts hatte, der hatte schon gewonnen, war meine voreilige Schlussfolgerung. Mir griffen die Soldaten bei der Kontrolle auch unters Hemd. Ich klopfte ihnen auf die Finger. Dann rissen sie mir das Hemd vom Leibe. Aus Angst und vor Wut zitterte ich am ganzen Körper und ich schrie sie an, ich dachte mit der Stimme: Was hatten sie an meiner Wäsche, an meiner Haut zu suchen?

In Forst dauerte es auch wieder lange, bis wir die Neiße auf einer provisorischen Pontonbrücke überqueren konnten. Wir wurden nicht abgezählt, doch von einem Polen lächelnd begrüßt: „Gleich werden Sie den Boden des Großdeutschen Reiches betreten!“

Auf der anderen Seite der Neiße fragten viele: „Wohin sollen wir gehen?“

Eine Frau, die auf einem Stein saß, rief allen entgegen: „Wohin Sie wollen! Man kann nach rechts gehen, man kann nach links gehen, man kann geradeaus gehen! Oder zurück ins Wasser!“

Wir achteten nicht darauf und gingen an ihr vorbei. Wir atmeten schon auf, es geschafft zu haben, obwohl ja noch ein weiter Weg vor uns lag. Ich höre noch Tante Hildes Stoßseufzer:

„Jetzt sind wir draußen!“

„Wie meinst Du das?“

„Freust du dich etwa?“

„Jetzt haben wir das hinter uns!“

„Ja, alles verloren!“ Aber wir hatten keine Angst mehr. Wir blieben erst einmal stehen und sahen uns nach allen Seiten um. Alle redeten durcheinander. Wir ließen

uns dann an der Uferböschung auf einem Rasenstück einfach fallen, um endlich ein wenig auszuruhen.

Von anderen Flüchtlingen erfuhren wir, dass eine Gruppe unseres Trecks schon am Vorabend, noch vor Einbruch der Dunkelheit die Grenze erreicht hatte. „Wir hatten uns schon gewundert, dass das alle sein sollten, der Treck kann doch nicht zusammengeschrumpft sein. An der Neiße mussten wir warten. Allein, bis alle über die Notbrücke rüber waren, na, ich kann Ihnen sagen, das hat vielleicht gedauert. Ach, das haben Sie ja heute selber erlebt. Wir warteten gestern noch, weil die Frauen mit Kindern und alte Leute, die wir kannten, fehlten. Dass die nicht so schnell mitkamen, dachten wir uns schon. Aber es kam niemand mehr nach uns. Da hätten wir natürlich lange warten können, wir wussten ja nicht, dass sie unterwegs im Freien übernachten mussten.“

Von Flüchtlingen aus Triebel hörten wir, dass sie bereits vor vier Tagen über die Neiße getrieben wurden und seitdem hier, wie unzählige andere, im Freien übernachten mussten, weil sie nicht wussten, wohin sie sollten, doch hier können sie auch nicht bleiben. Ein Junge sagte:

„Zu tausenden ziehen hier die Vertriebenen durch, von immer weiter ostwärts her, und fürs erste übernachten sie hier im Freien. Die Toten werden im Chausseegraben abgeladen und schnell mit Sand bedeckt.“

Die Uferböschung war schwarz von Menschen. Ich ließ den Blick schweifen, wusste aber kaum, was ich sah. Ich suchte mir eine ruhige Stelle, legte mich auf den Rücken und faltete meine Hände unter dem Nacken. Ich hörte, wie die Wellen der Neiße laut an die Pfeiler der zerstörten Langen Brücke klatschten, wie das zurückfließende Wasser murmelte. Ich sah in den Himmel. Der Himmel war blau. Ich blinzelte in die Nachmittagssonne. Nur selten schwebte eine weiße Wolke vorbei. Ich sah den Wolken nach, wie sie langsam fortzogen. Nach Sommerfeld. Wellen, Wasser, Wolken. Ein Feld, kornblumenblau, ein Sommer. Wenige Minuten waren `wie ein ewiger Sonntag im Gemüt´, nur wenige. Dann lief die Zeit wieder mit mir. Die Neiße vor mir. Das Wasser fließt an, das Wasser fließt fort. Ich werde fortgerissen. In wirren Gedanken. Alles fließt. Die Wellen brachen sich plätschernd an den stehen gebliebenen Brückenpfeilern. Dann sah ich doch, dass darüber noch die Brückenhäuschen standen, zwei unbeschädigt, zwei ohne Dach. Am liebsten hätte ich meine müden Beine in den Fluss baumeln lassen. Noch schöner wäre `Schiffchen spielen´ gewesen. Oder auf einem Dampfer zu fahren statt zu Fuß zu laufen. Wohin fließt der Fluss? Wo käme man an? Am Meer. Und dann müsste man übers Meer. Über das weite Meer. Und dann? Dann sitze ich wieder hier. An der Neiße. Kein Schiff ankert hier. Und bringt uns weiter. Geblieben ist von unseren Kriegsspielen nur das `Schiffe versenken´ auf gekästeltem Papier, bei dem wir überhaupt nicht merkten, dass es ein kriegerisches Spiel war. Zu den an den Brückenpfeilern und von Zeit zu

Zeit auch am Ufer anschlagenden Wellen stellte ich mir das Heulen des Windes vor. Doch es war keine Zeit, sich Geschichten zu erzählen, die Geschichte hatte uns fest im Griff, ob wir heulten oder nicht. Der Wind heulte über die Menschen auf.

„Und die Geschichte fragt nicht nach Gerechtigkeit“, sagte der Amtmann mit dem `Aktenwühlnagel`, der plötzlich neben mir stand. „Ich kenne die Dokumente. Und im übrigen ist alles im Fluss. Und man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen. Nach der Schneeschmelze fließt das Wasser schneller und führt mehr Zeit mit sich. Das Hochwasser spült immer wieder vieles hoch. Den ganzen Unrat der Zivilisation. Es wird so manches frei gelegt werden. Auch trübe Gedanken. Nichts für ungut! Alles Gute!“

Ich sah ihm in die Augen, er nickte mir aufmunternd zu und sagte vor sich hin: „Fluctuat nec mergitur“ und ging. Dann sah ich ihm nach, er streckte seinen rechten Zeigefinger in die Höhe, und ich sah den Wellen nach. Ich horchte in den Fluss hinein. Ich wäre ja so gerne noch geblieben, aber wir mussten aufbrechen, wir mussten uns selber anstrengen, damit der Wagen rollt, noch dazu in die verkehrte Richtung, nicht nach Hause.

Nachdem wir wieder aufgebrochen waren, stürzte Silke, dabei hatte sie sich die Knie aufgeschürft und jammerte: „Wie lange müssen wir noch laufen?“

„Stellt euch nicht so an!“, befahl meine Mutter und Klemens entgegnete: „Das klingt wie von unserem Bannführer.“

„Die Schuhe drücken, uns krümmern schon die Füße.“ protestierten wir; daraufhin wurden wir von Tante Hilde ermahnt: „Beißt die Zähne zusammen!“

„Wenn wir etwas zu beißen hätten“, konterten wir wie aus einem Munde, „wir haben Hunger und Durst.“

„Das geht allen so.“ hieß es kurz und bündig.

Was konnte man da noch machen. Mit knurrendem Magen weiter laufen. Schritt für Schritt, mit kurzen dünnen Beinchen. Die Mädchen heulten. Dazu brauchte man nun keinen Wind. Felder, Wiesen, Straßen, kein wogendes Ährengold. Und wir kamen wieder durch Orte, die in Trümmern lagen. Ruine reihte sich an Ruine, die Bäume waren kahl und braun, der Rasen schwarz gebrannt. Wir irrten durch fremde Straßen und meine Gedanken irrten zurück in die vertrauten Gassen, in meine Gassen, zum Haus am Markt, zu unserem Haus, wo wir in einer warmen Stube spielten und uns in Federbetten wohlfühlten und auch Kissenschlachten veranstalteten. Der Treck zog weiter, bis die Dämmerung einbrach. Die Nächte verbrachten wir in baufälligen Schuppen, auf Stroharben; die Hacheln kitzelten und juckten am ganzen Körper.

An der Schlegelpumpe gab es noch längere Wartezeiten und es gab diesmal sogar, ohne Rücksicht auf Verluste, eine Schlägerei, in die wir nicht hineingezogen werden wollten, so dass wir erst ans Wasser kamen, als alle verschwunden waren.

Über Nacht waren uns dann einige Sachen und Lebensmittel von unseren Wagen gestohlen worden. Uns blieb wieder nichts anderes übrig, als betteln zu gehen. Doch oft gab's nicht einmal ein Stück Brot, kein nichts, kein gar nichts. Oft wurden wir davongejagt. Dann suchten wir wieder Sauerampfer auf den Wiesen.

In den nächsten Tagen trennten sich die Wege der Flüchtlinge nach ihren Zielorten.

„Wir wollen so gehen, wie wir gekommen sind“, sagte Tante Hilde. Wir hatten freilich keine Karte und keinen Kompass. Und auf die Sterne konnten wir nicht warten, dass sie uns die Richtung wiesen. Wir suchten vergeblich nach Wegweisern.

„Wir haben doch einen Mund zum Fragen“, beharrte Tante Hilde. Doch jeder, den wir fragten, sagte uns etwas anderes. So liefen wir einige Wege hin und her, bis wir auf einen Wanderrundweg gerieten, der uns in gut einer Stunde von Kirchenspitze zu Kirchenspitze, derselben nämlich, führte, ehe wir dann doch noch die richtige Spur nach Spremberg fanden. Jemand wusste noch einen Trost: „Tja, das Leben ist hart, aber es übt ungemain.“

Wir beschwerten uns über unnötige Umwege und klagten, da wurden wir ermahnt: „Reißt euch zusammen, bald sind wir da.“ Ich biss mir auf die Zunge und schwieg. Wir schlepten uns, nicht ausgeschlafen, über Kölzig, Groß-Luja, Spremberg und Proschim weiter; die Füße taten schon morgens weh, und abends noch mehr; unsere Schuhsohlen waren durchgelaufen, wir spürten jedes Steinchen. Wenn man den Weg abkürzen könnte und querfeldein zöge. Aber die Räder der beladenen Wagen würden im Sande stecken bleiben.

Aus einem verlassenen Haus brachten Tante Hilde und Edelgard während einer Rast neun weiße Emailleschüsseln mit blauem Rand, wir waren neun Personen, und eine große Tüte Graupen sowie ein Gläschen Salz, und über einem Feuer im Freien kochten wir ein Festmahl. Silke hatte noch Rührlöffel und eine Kelle gefunden, weswegen sie ausgelacht wurde, die aber von großem Nutzen waren. „Jetzt gibt's was zum Mampfen!“ Und alle schlangen den köstlichen Brei hinunter wie die Scheunendrescher. Ansonsten mussten wir uns mit Kraut und Rüben von versengten Äckern begnügen. Wir waren allein auf weiter Flur. An Kreuzungen wussten wir nicht weiter, und wenn wir Bauern fragten, antworteten sie: „Immer der Nase nach.“

Von abertausend Schritten und Tritten erschöpft und todmüde kamen wir endlich wieder in Welzow an. Welch eine Idylle war das vom Kohlenstaub geschwärzte Nest am Rande eines Braunkohletagebaus mit seinen kleinen Klitschen und

hundebepinkelten Zäunen. Bekannte kamen uns entgegen und wunderten sich, uns mit den Karren wieder zu sehen. „Wo kommen Sie denn her?“

„Was soll ich sagen“, entgegnete meine Mutter, „Sie machen sich einfach keinen Begriff davon. Neunzig Kilometer zu Fuß, mit kleinen Kindern, der Jüngste im Kinderwagen, Sie sehen ja, und die Oma auf dem Handwagen. Und nach sechs Wochen haben uns die Polen rausgeschmissen. Und dann das Ganze noch mal, nur anders herum!“

Zwei Wochen lang hausten wir, zusammen mit anderen Flüchtlingen, in einem großen Tanzsaal des Gasthauses `Hugo Richter´ auf Stroh und Lumpensäcken, auf denen wir uns, nach den harten Nachtlagern unterwegs, obwohl von Flöhen und Wanzen geplagt, fast wie im Schlaraffenland vorkamen, auch wenn wir wie die Heringe aneinander lagen.

Dann erhielten wir für die neunköpfige Familie, wegen der kranken Sieglinde vor anderen, eine möblierte Wohnung in der Germania-Straße 7, in einem Haus aus hellgelben Ziegeln, die der uralte Marineoffizier Thun mit seinen Angehörigen noch vor Kriegsende stehen und liegen gelassen hatte, die von den Behörden beschlagnahmt und neu vergeben wurde, die für uns beinahe schon, eine nochmalige Steigerung, das Himmelreich auf Erden bedeutete, auch wenn wir den recht hohen Preis für das Mobiliar erst noch abstottern mussten.

Im Korridor hing das Welzower Stadtwappen mit zwei schräg gekreuzten Bergwerkshämmern und einer Glasschale, den Symbolen des Bergbaus und der Glasbläserei, über drei gestürzten Ähren, was den Wandel vom Heidedorf zum Industrieort dokumentieren sollte. War das ein gutes Zeichen für die Zukunft? Wir konnten jedenfalls heilfroh sein, Krieg und Vertreibung überlebt zu haben, noch einmal davongekommen zu sein.